SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung: Geschlechterkategorien in meinem Berufsleben

Jaeggi, Eva

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Jaeggi, E. (1994). Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung: Geschlechterkategorien in meinem Berufsleben. *Journal für Psychologie*, *2*(3), 42-45. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-24743

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Debatten und Kontroversen

Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung

Wir haben Psychologinnen und Psychologen mit unterschiedlichen theoretischen Orientierungen und Arbeitsschwerpunkten gebeten, zu der Frage Stellung zu nehmen, welche Bedeutung die Kategorie *Geschlecht* für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung hat. Diese Ausgangsfrage wurde unterschiedlich interpretiert und konkretisiert, so daß ein breites Spektrum von Perspektiven, unter denen die Kategorie Geschlecht von Bedeutung sein kann, sichtbar geworden ist.

Geschlechterkategorien in meinem Berufsleben

Eva Jaeggi

Ich habe mir vorgenommen, diesen kleinen Essay zu schreiben, ohne ein einziges Buch zu konsultieren, weil ich, von allgemeinen Theorien unbeeinflußt, mich so ehrlich wie möglich selbst befragen will, was ich mit der Tatsache, daß ich als Frau in einem männerorientierten Beruf arbeite, verbinde und was ich dabei erlebt habe. Ich schreibe also über meine Primärerfahrungen – Erfahrungen, die natürlich gefiltert sind von Konzepten, die man heutzutage nicht umgehen kann.

Gibt es Bereiche in meinem Berufsleben, wo ich die Tatsache, daß hier Männer und Frauen zusammenarbeiten, besonders stark spüre? Gibt es nicht immer wieder Gegenbeispiele, ist es nicht unvermeidlich, daß man bei diesem Thema in Klischees verfällt, die sich nicht halten lassen? Ich vermag dies nicht zu entscheiden, ich kann nur berichten, was ich erlebt zu haben meine und erwarte, daß andere mich unterstützen oder widerlegen.

Ich beginne mit derjenigen Institution, in der ich die längste Zeit meines Berufslebens verbracht habe: mit der Universität.

Institutionen sind – dies hat uns Klaus Theweleit immer wieder drastisch vor Augen geführt – männlichen Geschlechts. Die Institutionen der Wissenschaft tragen dieses Brandmal von Geburt an. Erst sehr spät wurden Frauen zum Studium zugelassen, weibliche Mitarbeiterinnen sind hauptsächlich auf der (unteren) Verwaltungsebene zu finden;

das wissenschaftliche Leben ist nach wie vor von Männern bestimmt, die Zahl der weiblichen Profs ist verschwindend gering. Sowohl historisch als auch aktuell ist es also sicher richtig, wenn man die Universität (und alle anhängigen Institutionen, zum Beispiel alle Forschungsförderungsgremien) als einen Männerverein ansieht.

Manchmal bekommt man das alles sehr direkt zu spüren – dann nämlich, wenn in diesem Männerverein Männer beschäftigt sind, die die ihnen zumeist zugesprochenen Merkmale in naiver Weise ernst nehmen und sogar als Auszeichnung betrachten: Arroganz und Überheblichkeit gegenüber Frauen, theatralisches Gebaren um lächerliche Prestigeobjekte, albernes Flirtgehabe u. ä. m. Ich hatte das Pech, gleich mehrere solcher Exemplare vorzufinden.

Am Beginn meiner Laufbahn als Professorin für Klinische Psychologie wurde ich erstmals „begönnert". Männer meines Alters belehrten mich über ihre Gewohnheiten, die sie bierernst als gottgewollte annahmen („Sie wissen dies vielleicht noch nicht, aber wir betrachten es als wenig sinnvoll, Studenten ihre Themen selbst aussuchen zu lassen" etc.). Ein älterer, besonders verzopfter Kollege, der gerne Verwaltungsaufgaben auf sich nahm, verblüffte mich damit, daß Nachrichten, die unsere Abteilung betrafen (wir sind 2 Profs, mein unmittelbarer Kollege ist übrigens über jeden Tadel des Chauvinismus erhaben!), nur bei meinem Kollegen im Postfach landeten. Dies geschah auch dann, wenn es sich um das nur von mir alleine vertretene Fach – Psychotherapie – handelte. Meine Einwände gegen diese entmündigende Vorgehensweise wurden mit lauwarmen Entschuldigungen quittiert („ein Versehen") oder gar nicht beantwortet; am Vorgehen änderte sich nichts.

Kritischer wurde die Situation für mich, als ich einem drogengefährdeten Ex-User-Studenten erlaubte, eine Diplomarbeit über seine Sekte und ihre astrologischen Diagnosen zu schreiben. Natürlich hatte ich mich bemüht, dem Design eine rationale Grundlage zu geben, letztlich aber ging es mir tatsächlich darum, ihn durch eine für ihn selbst wichtige Arbeit vom drohenden Rückfall abzuhalten. Ich würde dies vermutlich heute aus vielerlei Gründen nicht mehr tun; diese Gründe dekken sich aber ganz bestimmt nicht mit denen, die lauthals in einer Art öffentlicher Gerichtsverhandlung (das einzige Mal, daß so etwas praktiziert wurde!) proklamiert wurden. „Typisch weiblich", „unwissenschaftlich", „allzu mitleidig", „können wir uns nicht leisten" – so wurde ich abgekanzelt, und diesmal war der Ton nicht mehr gönnerhaft, sondern eindeutig feindselig. Natürlich wurde der Verdacht ausgesprochen, daß die von mir favorisierten qualitativen („vorwiegend intuitiven, unwissenschaftlichen") Methoden mit meiner Position als Frau etwas zu tun haben könnten – eine geschlechtsspezifische Überlegung, die ich im Wissenschaftsbetrieb damals zum ersten Mal hörte und die natürlich nie für den gegenteiligen Fall geäußert worden wäre.

Ob die Kollegen in der Sache recht hatten oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Angesichts der Tatsache, daß Diplomarbeiten über Prozesse bei der Entscheidung, ob man bei einem Spiel 10 oder 50 Pfennig gewinnen will, unbeanstandet jedes Gremium passieren, erscheint der Aufwand lächerlich. Im Verein mit anderen „typischen" Gemeinheiten (z. B. ein Rundbrief, der unsere therapeutischen Basiskurse, die Selbsterfahrungselemente enthielten, als gefährlich unwissenschaftlich deklarierte), bin ich nach wie vor der Meinung, daß all dies der Frau und nicht einfach einer Kollegin, die ein schlechtes Thema vergeben hatte, angetan wurde.

Letztlich aber sind dies Randerscheinungen – einer Spezies Mann geschuldet, die hoffentlich bald einmal in Pension geht. Es geht weniger um diese Personen, als um die männliche Institution Universität, die vermutlich nicht so bald von der Bildfläche verschwinden wird. Und diese Institution ist in ihrem Kern: *irrational und wissenschaftsfeindlich.* – Diese Aussage verlangt eine Begründung.

Oberstes erklärtes Ziel der Universität ist es, Wissenschaft und Lehre zu fördern. Zu sehen, wie man dies besonders effizient verhindert, scheint Hauptaufgabe der Universität. Es gibt viele Möglichkeiten, dies zu tun, und alle werden genutzt.

1. Die Verwaltung: Das Ausfüllen von Formularen, die der Verwaltung irgendwelche Kontrollen erlauben sollen, ist schon fast eine Halbtagsarbeit. Daß ich als Klinische Psychologin in langen und unleserlichen Briefen darüber aufgeklärt werde, daß ich die

Pflicht habe (§ XYZ/Abschnitt XYZ etc.), meine Studenten über die mögliche Verwendung von Schadstoffen aufzuklären, mag noch dahingehen. Da es mich nicht betrifft, könnte man dieses Schreiben in den Papierkorb werfen. Aber nein: Auch wenn es mich nicht betrifft, muß ich eine kompliziert formulierte Bestätigung unterschreiben, daß ich dies Schreiben zur Kenntnis genommen habe, ansonsten nach § XYZ mir irgendeine Vergeltung droht. Eine Unterschrift zu leisten mag nicht so aufwendig sein, aber: fast jeden Tag? Und: immer verbunden mit dem Aufwand, dies ins richtige Couvert zu stecken, zu adressieren und in den Postraum zu bringen. Es läppert sich zusammen, was da an Arbeitsstunden für einen gut bezahlten Uni-Prof herauskommt. Noch viel lächerlicher und irrationaler aber ist der Versuch der Verwaltung, ins Innere des Wissenschaftsbetriebes Kontrollen einzubauen. Jedes Mal zum Beispiel, wenn ich dem Wunsch von Studenten zustimme, eine Diplomarbeit zu zweit machen zu dürfen (was meiner Meinung nach oft ganz sinnvoll ist), muß ich dies der Verwaltung gegenüber begründen. Warum wohl? Ich habe es in den 15 Jahren meiner Tätigkeit als Prof noch nicht ergründet, aber: Es muß sein und soll meine Arbeitszeit beanspruchen. Nun ist natürlich nichts leichter, als dies zu begründen, sofern einem die Sprache zu Gebote steht. Hoher organisatorischer Aufwand, Notwendigkeit kommunikativer Validierung etc. etc: Dies alles könnte man natürlich schon computerisiert eingeben (was ich demnächst auch tun werde!) – aber: Es verlangt Arbeitszeit. Wenn ich in meiner Kompetenz als Wissenschaftlerin, so denke ich naiverweise, einer Doppelarbeit zugestimmt habe, dann werde ich ja wohl Gründe dafür haben. Warum aber glaubt die Verwaltung unbedingt, sie müsse dies mit meiner Unterschrift bekräftigt nochmals hören? (Natürlich habe ich vorher mit meiner Unterschrift schon zugestimmt, daß diese Arbeit so abgefaßt wird, versteht sich!) Ähnliches passiert dann, wenn Studenten auch nur ein Wort ihres von mir konzedierten Themenvorschlags ändern und daher das Thema in der abgegebenen Diplomarbeit ein wenig anders klingt als in der projektierten (weil sie zum Beispiel gemerkt haben, daß sie sich zu viel vorgenommen haben oder das Thema eine Ausweitung erfahren muß). Dies nehme ich persönlich bei Entgegennahme der Diplomarbeit sowieso zur Kenntnis und werde, je nach meiner wissenschaftlichen Auffassung, dies als richtig oder unrichtig empfinden und danach benoten. Wenn ich es aber akzeptiert habe: Warum muß ich dies auch noch der Verwaltung gegenüber begründen? Des Wissenschaftsjargons einigermaßen mächtig, fällt es mir natürlich nicht schwer, Begründungen dieser Art abzugeben. Ich gestehe, daß ich aus Ärger über diese unnötige Arbeit auch schon totalen Unsinn hingeschrieben habe – dies hat natürlich nie einer merken können, denn schließlich sind die Verwaltungsleute ja nicht dazu da, die Validität unserer Wissenschaftssprache zu beurteilen. Als Test war es trotzdem ganz vergnüglich. Man könnte noch sehr vieles aus dieser Art der Wissenschaftsvereitelung qua Arbeitszeitvernichtung angeben, diese Beispiele mögen aber genügen.

2. Die Selbstverwaltung: Noch schlimmer als bei gelernten Verwaltungsfachleuten (die ab und zu auch einmal einige rationale Anwandlungen haben mögen) sieht es aus, wenn Ungelernte (also Wissenschaftler) dieses Handwerk ausüben. Die vielen mit Eloquenz erfüllten Sitzungsstunden über den Kopieretat, die Verwendung einer 20-Stunden Hilfskraft oder die Benutzung des Computerraumes sind sicher schon allein in unserem Institut Millionen wert. Ich habe es allerdings noch nie erlebt, daß über bessere Didaktikkonzepte diskutiert worden wäre, daß man den Inhalt einer Doktorarbeit in Frage gestellt hätte oder daß Sinn und Unsinn von herkömmlichen Gebietsabgrenzungen in der Psychologie diskutiert worden wären. Alles Inhaltliche wird aus den Sitzungen fein säuberlich herausgehalten, man ergeht sich in Formalien. Manchmal – z. B. bei Berufungen – sieht es so aus, als ob hier Inhalte eine Rolle spielten. Sieht man genauer hin, dann entdeckt man hier natürlich die in Formalien und Wissenschaftsklischees erstickte Vetternwirtschaft ohne weiteres. Der Bierernst dieser Sitzungen erinnert mich an gewisse studentische Rituale der Corpsstudenten, die ich als Studentin mit Abscheu ein- oder zweimal miterlebt habe. Ich kann nicht anders als behaupten: Dies entspricht dem „Mann", wie er sich als Klischee selbst wohl sehen will. (Ich weiß, daß Frauen hier meist mitmachen, glaube aber, daß sie dies hauptsächlich aus der Not der Unterlegenen heraus tun!)

3. Das Wissenschaftsmanagement: Dies ist der Punkt der höchsten Irrationalität; demgegenüber sind die anderen Arbeitsverhinderungsmaßnahmen nur winzige Flohstiche. „Forschungsförderungantrag" und „Drittmittelvergabe" heißen die Zauberworte, um Forschung zu verhindern, wissenschaftliche Neugierde zu ersticken und Arbeitszeit ineffizient einzusetzen. Ich bin sicher, daß der Prozentsatz an Männern, der sich all diesen Unfug ausgedacht hat, enorm hoch ist – es ist eben eine männliche Institution!

Schon die Anleitungen zum Schreiben eines Antrages beanspruchen viele Seiten. Die Universität vergibt an junge WissenschaftlerInnen (normalerweise ist sie nicht so großzügig!) Stipendien von einem halben Jahr („Beschäftigungsplanungmittel"), damit man einen solchen Antrag so formulieren kann, wie die geldgebende Behörde es wünscht. Die Kriterien sind unhinterfragt und nicht evaluiert (während dies sonst bei jedem Pieps verlangt wird!). Der Gang der Forschung muß bis ins kleinste vorausgeplant werden: Neue Ideen, Abweichungen, die sich aus vertiefter Erkenntnis ergeben, werden nicht geduldet. Nach einem Jahr wird ein „Zwischenbericht" verlangt – egal, wo man mit seinen Überlegungen gerade steht. Es gilt also, auch Forschung zu kontrollieren und geradezubiegen. Der genuine Forschungsprozeß in seinen kreativen Unterbrechungen, mit seinen plötzlichen neuen Einfällen, mit einer Umorientierung – all diese, gerade dem Geistes- und Sozialwissenschaftler so wichtigen Phasen, werden nicht zugelassen. Die Ergebnisse sehen dementsprechend aus. Wenn ein Wissenschaftler nach seinen „Forschungen" befragt wird, antwortet er immer mit irgendeinem „Drittmittelprojekt" und nie damit, daß er sich gerade etwas Neues überlegt. Dieses Drittmittelprojekt ist der Orden, den er sich ins Knopfloch stecken kann. Manche Profs sind inzwischen solche Meister im Antragschreiben, daß sie bis zu zehn Projekte gleichzeitig laufen haben. Daß dabei jede Kreativität erstickt wird und selbstverständlich die Neugierde nicht mehr zum Zuge kommt, ist klar. Gerade in unserem Fach aber kommt es bekanntlich auf ganz anderes an: Besinnung, Selbstreflexion, Verarbeitung von Erfahrungen mit anderen Menschen – lauter nicht vorhersehbare Dinge. (Was wäre wohl aus Freuds Werken geworden, wenn er seine ersten Ahnungen vom Ödipuskomplex einer Gruppe von Drittmittelsachverständigen vorgelegt hätte? Selbstverständlich wäre sein Antrag nie durchgekommen; selbstverständlich wäre ihm aber auch – sofern er durchgerutscht wäre – nach Absolvierung all dieser Absurditäten nichts mehr eingefallen.)

Dies alles schreibe ich tatsächlich der „Männlichkeit" unserer Institutionen zu. Diese Männlichkeit ist nicht nur zerstörerisch, sondern eben auch – wie alle Destruktivität – irrational.

Einzelne Männer können dagegen genauso wenig tun wie einzelne Frauen. Es sind, meiner Erfahrung nach, allerdings eher Frauen, die die Unumstößlichkeit der Institution anzweifeln – die Minderwertigkeitsgefühle der Unterlegenen aber hindern sie oft daran, dagegen anzugehen.

Natürlich gibt es Männer, die all dies sehen, manchmal sogar dagegen ankämpfen. Aber: sie müssen es gegen ihre Erziehung tun, gegen einen irgendwie geheimen Glauben, daß totale Kontrolle und Vorhersagbarkeit vielleicht doch möglich und rational sind.

Daß Männer es hierin schwerer haben als Frauen: Das allerdings ist eine Erfahrung, die ich immer wieder als Therapeutin mache. Dort, wo Männer und Frauen nackt und ohne ihre beschützende soziale Rolle auf der Couch liegen, wird manches klarer sichtbar. Die Mühe der Männer, sich ihren Kontrollfantasien zu entziehen, und die Mühe der Frauen, sich davon nicht unterwerfen zu lassen, das zu erfahren gibt meiner Hoffnung Nahrung, dieses elende Spiel der Geschlechter möge irgendwann einmal ausgespielt sein!